

Arbeitsblatt 4b: Die Landwirtschaft

Nach der Kreisbeschreibung hatte Isingen ums Jahr 1910 insgesamt 98 landwirtschaftliche Betriebe. [...] Diese Betriebe waren aber keineswegs gleichwertig. Die größten Betriebe hatten eine landwirtschaftliche Nutzfläche von rund 15 Hektar, die kleinsten von weniger als einem Hektar. Aber im Bewusstsein der Isinger wurde die Größe eines Betriebs mehr durch die Art des Gespannes festgehalten, das für die Arbeitsleistung im Betrieb gehalten wurde. Da gab es Bauern „mit zwei Ross“ oder auch „mit zwei Rössern“, also mit zwei Zugpferden. [...] Etwa 25 weitere Bauern hatten *ein* Ross oder auch einen Zugstier. Zur Ergänzung des Gespannes banden sie eine Kuh neben das Pferd oder den Ochsen. Für die strengere Arbeit gingen sie häufig ein „Gmahr“-Verhältnis ein. Dabei taten sich zwei Bauern zusammen, von denen jeder nur ein Pferd hatte, um die beiden Pferde zu einem Zug zusammenzuspannen. Es erfolgte keinerlei Abrechnung über die Zeiten, in denen das Pferd im fremden Betrieb gearbeitet hatte; man nahm wohl an, dass sich diese Zeiten bei etwa gleicher Größe der Betriebe von allein ausgleichen. [...]

Mit etwa 40 Betrieben waren die „Kühbauern“ zahlenmäßig die stärkste Gruppe. Sie leisteten sich keine speziellen Zugtiere, sondern spannten ihre Kühe vor den Wagen und vor den Pflug. Sie hatten zwei oder drei Kühe im Stall und eine etwas größere Anzahl Rinder. Zuletzt gab es noch eine kleine Gruppe von Betrieben, die sich gar keinen eigenen Zug leisteten oder leisten konnten. Sie hatten im Stall nur eine Kuh und zeitweise das zugehörige Kälblein, vielleicht auch nur ein paar Geißen. Ihr kleines Ackerfeld bestellten sie nicht mit Pflug und Egge, sondern mit der „Haube“ (Hacke) oder mit der „Schor-schaukel“ (Spaten). [...]

In der Führung der landwirtschaftlichen Betriebe spielte der Gedanke der Rentabilität noch eine sehr geringe Rolle. Die eigene Arbeitszeit und -kraft wurden überhaupt noch nicht mitgerechnet. [...] Man hielt sich an das Herkommen und versuchte, möglichst viel für den eigenen Bedarf selbst zu erzeugen, um von außen unabhängig zu sein. Dabei spielte sicher auch noch die sittliche Verpflichtung mit, im Rahmen der Volkswirtschaft dafür verantwortlich zu sein, dass auch andere Leute etwas zu essen hatten. [...]

Woher hatte nun der Isinger Bauer das Geld, um am allgemeinen Wirtschaftsleben teilnehmen zu können? In der Haushaltsführung konnte oder musste die Bäuerin Butter und Eier erübrigen. Der Erlös dar-aus diente als Haushaltskasse; aus ihr wurden die kleinen Einkäufe für den Haushalt getätigt. Sie um-fassten Zucker, Kochsalz, Essig, Öl, Gewürze, Backhefe und auch das Petroleum für die Beleuchtung. Auch die Einkäufe bei den Hausierern und die Almosen für die Bettler sollten aus dieser Haushaltskasse bestritten werden können. Sie wurde ziemlich sorglos im Stubenkästle aufbewahrt. [...]

In guten Obstjahren konnte man aus dem Obst, das man nicht für den Eigenbedarf brauchte, eine schätzenswerte Einnahme erzielen. Die regelmäßige Einnahme, mit der der Bauer rechnete und auf die er sich auch einigermaßen sicher verlassen konnte, stammte aus dem Stall. Er rechnete damit, dass jede Kuh, solange sie gesund und leistungsfähig war, jedes Jahr ein Kalb zur Welt brachte, dass er also bei der Wahrung des Viehbestands sicherlich so viel Rinder verkaufen konnte als er Kühe hatte. Ging eine Kuh ab, so brachte sie im allgemeinen doch immer einen Schlachtpreis ein, der mit dem Verkaufs-preis eines Rindes vergleichbar war. Verkalbte dagegen eine Kuh oder starb ein Kälblein bei oder bald nach der Geburt, so entstand in der Wirtschaftsführung auf der Seite der Einnahmen eine echte Lücke. [...]

Beim Gespann waren Ochsen rentabler als Pferde, weil zwei- oder dreijährige Ochsen neben der Arbeit immer noch an Gewicht zunahmen und im Spätherbst nach getaner Arbeit als geschätztes Schlachtvieh verkauft werden konnten. In Isingen waren trotzdem vor 1914 die Zugochsen sehr selten; man hatte im allgemeinen Pferde. [...] Wenn [...] weit mehr Pferde als Ochsen gehalten wurden, so mag dies nicht nur daran gelegen haben, dass das Pferdegespann vielseitiger zu verwenden und im Verkehr auch schneller war als das Ochsespann, sondern auch daran, dass der Bauer zu seinen Pferden ein anderes persönliches Verhältnis hatte als zu den Ochsen, die man nach getaner Arbeit dem Schlachtvieh zurechnete.

Zur Sicherung der eigenen Ernährung diente auch die Schweinehaltung. Ich halte es für eine kluge Vorsichtsmaßnahme, dass die Isinger Bauern immer doppelt so viel Schweine im Stall haben wollten, als sie für den eigenen Bedarf brauchten. Hatten sie dann „Sauglück“, so konnten sie jährlich einige Schweine an den Metzger verkaufen und damit ebenfalls eine ziemlich gesicherte Einnahme erzielen.

Die Arbeit im Stall

Jede andere Arbeit konnte man vom Vormittag auf den Nachmittag, von heute auf morgen, von einer Woche auf die nächste verschieben, nur die Arbeit im Stall ließ keine Verschiebung zu. Sonntags wie werktags musste sie erledigt werden; ihretwegen konnte der Bauer keinen Tag „freinehmen“ oder Urlaub machen, wie es in anderen Berufen möglich und teilweise auch schon üblich war.

Der Stalldienst begann morgens mit dem Aufstehen, vor dem eigenen Frühstück und bevor man sich selber herrichtete. Zuerst wurden den Pferden und dem „Vieh“, also den Kühen und den Rindern, die Krippen ausgeräumt, um zurückgelassenes und verschmätetes Futter und Schmutz daraus zu entfernen. Dann würde von der Scheuer aus durch die Futterläden „einegegeben“, das heißt, Futter vorgelegt. [...]

Solange die Tiere ihren Hunger stillten, wurde der Stall gemistet und der Mist mit dem Mistkarren, einem einrädigen Schubkarren, auf die Miste gefahren. Aus Sparsamkeitsgründen war man beim Misten darauf bedacht, die noch trockene Streu auszuschütteln und für die Wiederverwendung herzurichten. Alle Tiere wurden während der morgendlichen Fütterung gestriegelt und gebürstet. Dies nahm besonders bei den Pferden viel Zeit in Anspruch. Man erreichte aber auch, dass die Pferde immer sauber und gepflegt aussahen. [...]

Solange die Männer die genannten Arbeiten im Stall verrichteten, mussten die Frauen die Kühe melken und die Milch versorgen. [...] Die gemolkene Milch [...] wurde, soweit nötig, an Ort und Stelle „den Kälble gegeben“; junge Kälber durften meist nicht an der Mutter saugen, sondern erhielten die ihnen zustehende Milch aus dem hölzernen „Tränkkübele“, wobei man ihnen zum Erlernen des Trinkens die Finger einer Hand in die Milch hielt, damit sie daran saugen konnten. Die Milch, die man nicht für die Kälble brauchte, wurde noch im Stall gefiltert und gesammelt. Dazu legte man das Seih Tuch in den Seiher und ließ durch dieses Filter die Milch in den Seihkrug laufen. Diese gereinigte Milch brachte man in die Küche. Dort wurde die für die Familie notwendige Frischmilch weggenommen, der Rest wurde über die Zentrifuge entrahmt. [...]

Wenn der Stall gereinigt war, die Tiere gestriegelt und gebürstet und die Kühe gemolken waren, kam die Tränke. Diese erfolgte in Isingen fast ausschließlich im Freien, also am eigenen oder an einem öffentlichen Brunnen. [...]

Nach dem Tränken erhielt das Vieh die letzte Portion der Morgenfütterung. Dann wurde ihm die Tagesstreu zurechtgeschüttelt, damit es sich in Ruhe und Bequemlichkeit der Aufgabe des Wiederkäuens und der Verdauung hingeben konnte. Gleichzeitig brachten die Frauen den Schweinen das Fressen. Sie hatten es zuvor in der Küche hergerichtet. [...]

Erst wenn der Stall vollständig versorgt war, konnte der Bauer, wie auch die ganze Familie, an die eigene Morgentoilette und ans eigene Frühstück denken. Immerhin hatte man dann schon etwa eineinhalb Stunden Arbeitszeit hinter sich. Fast genau dieselbe Prozedur fand bei der Abendfütterung statt, nur fiel hier das Striegeln und Bürsten der Tiere weg. Mittags musste der Stall gereinigt werden, allerdings blieb der Mist in der Stallgasse liegen und wurde erst abends auf die Miste gefahren. [...] So verbrachte der Bauer jeden Tag, auch sonn- und feiertags, immerhin drei bis vier Arbeitsstunden im Stall.

Das Getreide

Als „Ärnt“ (Ernte) bezeichnete man in Isingen nur das Einbringen des Getreides. Man sprach weder von einer Heuernte noch von einer Kartoffelernte. In diesem Sprachgebrauch drückte sich zweifellos eine besondere Einstellung aus, die das Getreide über die anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse hinaus-hob. Diese besondere Einstellung wurde auch beim Einholen beachtet. Wenn man eine Wiese räumte oder die Kartoffeln von einem Acker holte, nahm man eben mit, was man kriegte, und gab es, sozusagen ohne Abrechnung, auf den großen oder kleinen Haufen im Haus. Wenn man dagegen Getreide ein-holte, wurden auf dem Acker vor dem Aufladen die gebundenen Garben abgezählt, und zu Hause wurde der Ertrag des Ackers säuberlich in das Garbenbüchlein eingetragen. Meines Wissens war das Garbenbüchlein die einzige Buchführung, die in den Isinger landwirtschaftlichen Betrieben üblich war.

Man könnte vermuten, dass dem Getreideanbau seine Sonderstellung zugestanden worden sei wegen der Schlüsselrolle, die das Getreide für die Ernährung der Familie und der Tiere des Stalls hatte. So wäre sie wahrscheinlich auch von den Bauern selbst erklärt worden, wenn man sie danach gefragt hätte. Ich glaube aber, dass dahinter sehr viel Tradition und Gewöhnung steckte. In der alten Lehenszeit wurde ja der Getreidezehnte direkt auf dem Acker erhoben; jede zehnte Garbe musste abgegeben werden. Des-halb musste man die Garben zählen. Später richtete sich der Lohn der Schnitterinnen nach der Zahl der Garben; das Garbenbüchlein wird also die Grundlage für die nachträgliche Lohnabrechnung gewesen sein. [...]

Nach meiner Erinnerung könnten um 1910 als Winterfrucht etwa 10% Roggen, 40% Korn und 50% Weizen angebaut worden sein, als Sommerfrucht etwa 40% Gerste und 60% Haber. Den Dinkel nannte man in Isingen kurzweg das Korn. Er galt also als die eigentliche Brotfrucht. [...] Um die Jahrhundertwende kam nun die Dreschmaschine auf. Sie war für das Dreschen des Weizens geeigneter als für das Dreschen des Dinkels; in Isingen war man sogar der Ansicht, dass man den Dinkel überhaupt nicht auf die Dreschmaschine geben könne, dass man ihn also nach wie vor auswalzen müsse. Jetzt war der Vorteil beim Dreschen eindeutig auf der Seite des Weizens. Wahrscheinlich könnte man feststellen, dass der Dinkelanbau im gleichen Maße zurückging, wie die Dreschmaschine an Ansehen und Leistungsfähigkeit fortschritt.

Der Haber dürfte in früheren Zeiten neben Korn und Roggen auch für die Ernährung der Familie heran-gezogen worden sein; jedenfalls gaben wir dem bei den Kindern sehr beliebten Grießbrei

immer noch den Namen „Haberbrei“. Ihm wurde nachgesagt, dass er besonders dick und stark mache. [...]

Der Jahreszyklus des Getreideanbaus begann mit dem Säen. Der Acker, möglichst frisch mit Stallmist gedüngt, wurde umgepflügt. [...]. Das Saatgut wurde auf die frischen Furchen ausgestreut. Der Säer hatte seinen Säesack umgehängt, einen „Zwilchsack“, aus dem man einen Ring geformt hatte. Mit dem am oberen Ende des Sackes befestigten „Sackbendel“, mit dem man sonst den gefüllten Sack zuzubinden pflegte, band man eine Ecke des unteren Sackendes fest. Diesen Ring hängte man sich auf die rechte Schulter, nachdem man mit dem Kopf und dem linken Arm „durchgeschlupft“ war. So dürfte der Säemann schon vor Jahrhunderten ausgerüstet gewesen sein; jedenfalls sehen wir ihn so in allen Bilderbibeln als Gleichnisfigur abgebildet. Der Säer hatte die Aufgabe, die richtige Menge Saatgut gleichmäßig über die ganze Fläche zu verteilen. [...] Das Säen war schon eine Art heilige Handlung und wurde meist wohl von dem Bestgeeigneten und Letztverantwortlichen persönlich ausgeführt. Es kam darauf an, die vorgeschriebene Menge Saatgut im Breitwurf gleichmäßig über den Acker zu verteilen. Entstanden „Untersaaten“, das heißt Stellen, an denen keine Körner lagen, so war der Boden nicht voll ausgenutzt. Entstanden „Übersaaten“, das heißt Stellen, an denen die Körner zu dicht lagen, so beeinträchtigten sich die aufgehenden Pflanzen gegenseitig. [...]

Nach dem Säen wurde geeggt. Das Eggen diente gleichzeitig dazu, das Saatgut in den Boden einzubringen, den Ackerboden krümelig zu machen und die Ackerkrume einzuebnen. [...] Die Saatfrucht entnahm man im allgemeinen der eigenen Ernte. Wenn man merkte, dass aus der eigenen Zucht nichts Vorteilhaftes mehr herauszuholen war, versuchte man bei einem anderen Bauern Saatgut einzutauschen. [...] Der Säemaschine brachte man anfangs ein gewisses Misstrauen entgegen, weil sie die Körner nur in Reihen und nicht gleichmäßig über die ganze Fläche aussäte. Man befürchtete eine schlechtere Ausnutzung des Bodens und gleichzeitig eine gegenseitige Beeinträchtigung der Pflanzen in den zu dicht gesäten Reihen. Für alle Fälle versuchte man zunächst, die Saatreihen möglichst dicht aneinander heranzubringen. Aber bald merkte man, dass das mit der Maschine gesäte Getreide zur Erntezeit genauso dicht stand wie das breitwürfig gesäte, dass für das Wachstum und für den Ernteertrag die freien Räume zwischen den Reihen, wenn sie nicht allzu groß waren, ohne Einfluss blieben, dass sie aber für die Bekämpfung des Unkrauts sehr vorteilhaft waren. Die Sämaschine setzte sich nach dem Krieg in kurzer Zeit fast vollständig durch, aber vor dem Ersten Weltkrieg waren die maschinengesäten Äcker in Isingen noch sehr in der Minderheit. [...]

Zwischen dem Säen und dem Ernten überließ man in Isingen das Getreide nicht sich selbst. Man versuchte auf jede mögliche Weise die Aussicht auf eine gute Ernte zu verbessern. In eine zu dünn geratene Winterfrucht säte man Gerste ein. [...] Die wichtigste und zugleich eine uferlose Arbeit war die Bekämpfung des Unkrauts, das dem Getreide den Platz und die Nährstoffe streitig machte. Die herkömmliche und in der Berichtszeit fast einzige Art der Unkrautbekämpfung war das „Jetten“ (Jäten). Daran beteiligten sich wohl auch die Männer, aber eigentlich war es eine typische „Weiberarbeit“. Die Frauen sammelten das ausgerupfte Unkraut in ihrer Schürze und entleerten die vollen Schürzen irgendwo am Weg oder in den Grenzfurchen des Ackers. Dort wurde es abends in ein „Grastuch“ gebunden und anschließend auf dem Kopf oder mit dem Wagen nach Hause gebracht und dem Viehfutter beigegeben. [...]

Nach dem Düngen und dem Jäten oder Hacken musste man das Getreide bis zur Reife sich selbst und der Witterung überlassen. Zwar drohten ihm immer noch Gefahren, gegen die man aber nichts unternehmen konnte. Gewitterstürme konnten das Getreide umlegen und zur

Lagerfrucht machen; eine Lagerfrucht entwickelte sich schlechter als eine Frucht, die „stand“.
[...]

Die Ernte begann in Isingen ziemlich früh, man ließ die Frucht nicht gern „krummreif“ werden. Der Ausdruck „krummreif“ stammte vom Dinkel, dessen Ähren sich bei der Reife krümmten. Aber gerade mit diesem krummreifen Dinkel war schwer umzugehen, weil die vollreifen oder gar die überreifen Ähren leicht abbrechen. Deshalb schnitt man das Getreide vor der letzten Reife. Dabei waren die Körner noch weich; sie mussten nach dem Schneiden auf dem Acker und im Garbenbarn zu Hause noch nachreifen und härter werden.

Gras, Heu und Öhmd

Bei der Bedeutung, die der Stall für die Isinger Landwirtschaft hatte, sollte man annehmen, dass den Wiesen und Weiden eine besondere Beachtung geschenkt worden wäre. Dies war aber nicht der Fall. Das alte Weideland [...] wurde ausgesprochen extensiv und nachlässig bewirtschaftet, weil man sich von ihm von vornherein keinen guten Ertrag versprach. Aber auch die eigentlichen Wiesen rangierten in ihrer Beachtung hinter den Äckern. Sie hatten die schlechtere Lage, häufig an den Halden (Abhängen) oder in feuchten Gewannen. [...]

Vom Georgitag an (23. April) durften die Wiesen nicht mehr unberechtigt betreten werden. [...]

Einige Wiesen wurden „abgegrast“, das heißt, man holte dort das tägliche Grünfutter für das Vieh. Auf den anderen Wiesen blieb das Gras bis zum Heuet stehen. Der Heuet begann in Isingen verhältnismäßig spät, meist erst gegen das Ende des Monats Juni. [...] Nach dem Heuet überließ man die Wiesen sechs bis acht Wochen sich selbst. Dann kam die Öhmd, der zweite Schnitt. [...]

In witterungsbegünstigten Jahren konnte man auf guten Wiesen im Spätherbst noch einen dritten Schnitt, das „Schabgras“, einholen, der als Grünfutter verwendet wurde. [...] Das Heuen und Öhmden waren ausgesprochene Gemeinschaftsarbeiten, an denen sich auch die Kinder beteiligen konnten. [...] Mähen musste man in Gesellschaft. Wenn einer allein mähte, galt er als Sonderling, als Einzelgänger. Sonst hätte er irgendwo Anschluss gesucht und gefunden. Und in der Gesellschaft setzte jeder Meter seinen Stolz darein, zu zeigen, was er konnte. [...]

Das Gartenland

Zu jedem ordentlichen Haus gehörte in unmittelbarer Nähe, meist direkt am sonnigen Giebel, ein „Krautgarten“, der der gärtnerischen Selbstversorgung der Familie und des landwirtschaftlichen Betriebs diente. Er reichte flächenmäßig für diese Aufgabe im allgemeinen nicht aus. Man hatte deshalb außerhalb Eppers noch „Länder“, die gärtnerisch bewirtschaftet wurden. Der Krautgarten und die Länder wurden besonders gut gedüngt; es wurde auch nicht gepflügt, sondern sorgfältig umgeschoren. Man hatte deshalb einen tiefgründigen, steinfreien und lockeren Boden. [...]

Im Krautgarten selber zog man in erster Linie die betriebswichtigen Setzlinge. Es handelte sich in der Hauptsache um Rüben, Kohlraben, Kraut, Kopfsalat und Lauch. [...]

Im Krautgarten hatte man auch die Küchenkräuter, soweit man sie verwenden wollte. Nach meiner Erinnerung handelte es sich in Isingen in der Hauptsache nur um den Schnittlauch und die Petersilie. Wenn Platz vorhanden war, gehörten auch die „Träuble“ (Johannisbeeren) und die

Stachelbeeren in die Krautgärten; einige Häuser hatten aber auch einen eigenen Beerengarten. [...]

Der Krautgarten lieferte aber nicht nur einen nützlichen und absolut notwendigen Beitrag zur Sicherung des landwirtschaftlichen Betriebs und zur Ernährung der Familie, er war zugleich ein Ziergarten und da-mit ein Ausdruck für ein zufriedenes und ausgeglichenes Lebensgefühl. In allen Gärten waren die „nützlichen“ Rabatten durch „schöne“ Einfassungen von den Wegen getrennt. Als typische Gartenblumensind mir die „Tulipanen“ (Tulpen), die „Nägele“ (Nelken), die Lilien und die Astern in Erinnerung. In vielen Gärten stand ein „Zirenkenbaum“ (Flieder). [...]

Das Obst

In Isingen gab es verhältnismäßig viele Obstbäume. Nach der Statistik dürften im Durchschnitt auf jeden Einwohner etwa fünf tragfähige Apfelbäume, ebenso viele Birnbäume und vermutlich eine etwas größere Zahl von Steinobstbäumen gekommen sein. [...] Die Obstbäume umgaben kranzförmig den ganzen Ort. [...]

Der Anbau von Obst diente in erster Linie der eigenen Versorgung mit Frischobst, Dörrobst und mit Most, dem allein üblichen Hausgetränk. Der Umfang des Obstbaus war so reich bemessen, dass man auch in schlechten Obstjahren einigermaßen sicher versorgt sein konnte. In guten Obstjahren konnte man dafür Obst nach auswärts verkaufen. Fremde Händler kamen mit ihren Fuhrwerken, um das Obst abzuholen. Gelegentlich belud auch ein Isinger Bauer seinen eigenen Wagen, um sein Obst in Geislingen, Balingen oder gar „auf den Bergen“ selber zu verkaufen. [...] Die mit dem Obstbau verbundene Jahresarbeit begann im Frühjahr damit, dass man die „Beem putze“ musste. Mit diesem Bäumeputzen verband man früher die Vorstellung vom „Ausputzen“, also vom Entfernen des dürren Holzes und der überzähligen Zweige, vor allem der „Aussauger“ (Wildtriebe). Neuerdings waren weitere Aufgaben dazugekommen. In Isingen hatte man einen Obstbauverein und auch einen „Pomologen“, der Ausbildungskurse besucht hatte. Beide, der Verein und der Pomologe, bemühten sich, durch ständige Aufklärung den Obstbau zu intensivieren. [...]

Nach dem Putzen überließ man die Bäume sich selbst bis zur Obsternte, höchstens dass man ihnen bei anhaltender Trockenheit Wasser oder flüssigen Dung brachte. Das Spritzen der Bäume während der Entwicklungszeit des Obstes war noch ganz unbekannt. [...]

Die eigentliche Obsternte begann bald nach dem Öhmdet mit dem regelmäßigen Einsammeln des Fallobstes. Man musste „auflesen“, bei den ortsnahen Bäumen zuletzt jeden Tag, sonst aber ein- oder zweimal in der Woche. Ordentliche Leute nahmen es mit dem Auflesen sehr genau, einmal aus Sparsamkeit, damit nichts verdarb, was man als Schweinefutter noch verwerten konnte, zum anderen auch, um bei der Leerung des Baumes leichter arbeiten zu können. [...]

Das Holz

Vor 1914 kannte man in Isingen praktisch kein anderes Heizmaterial als das Brennholz. [...] Der Bedarf an Brennholz war deshalb sehr groß; für uns zu Hause dürfte er jährlich bei zehn bis zwölf Raummetern gelegen haben.

Für die Unterhaltung der Gebäude, der Einrichtungen und der Möbel brauchte man Nutzholz in der Form von Flöcken, Brettern, Stangen und Balken. Einen verfügbaren Vorrat an solchem Nutzholz brauchte man nicht nur für die Reparaturarbeiten, die man selber durchführen konnte. Auch der Handwerksmann, dem man einen Auftrag erteilte, griff auf diesen Vorrat zurück. Bestellte man etwa beim Schreiner eine neue „Bettlade“ (Bettgestell), so kam er, um aus den trockenen und abgelagerten Tannenbrettern das geeignete Holz auszusuchen. [...]

Das Holz bezog man natürlich so weit wie möglich von den eigenen Bäumen und aus dem eigenen Wald. Das „Holzmachen“ oder „in den Wald gehen“ war im allgemeinen die erste größere Arbeit im Kalenderjahr. Sie galt als eine spezifische Männerarbeit. Hatte man nicht genügend viele Männer im eigenen Haushalt, so stellte man Tagelöhner an, oder man tat sich mit Verwandten oder Nachbarn zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Im Wald wurden die Bäume mit der langen Waldsäge umgesägt. [...]

Bei weitem nicht jeder Haushalt hatte so viel Wald oder so viel Bäume, dass er seinen jährlichen Holzbedarf daraus hätte decken können. Man war also auf Zukauf angewiesen. Der einzige Waldbesitzer, der aus der Bewirtschaftung seines Waldes jährlich Holz abgeben konnte, war die Gemeinde. Deshalb spielte das Gemeindeholz eine sehr wichtige Rolle. [...]

Die Holzarbeiter bei der Gemeinde waren vorwiegend Leute, die auf einen Nebenverdienst angewiesen waren und während des Jahres auf Anforderung in den größeren Betrieben als Tagelöhner arbeiteten. Für sie bedeutete dieses Holzmachen eine Verdienstmöglichkeit in einer Jahreszeit, in der es sonst wenig Arbeit gab. [...]

War das Brennholz zu Hause, so begann die Arbeit die Sägens und des Spaltens, mit der man in den ersten sechs Monaten des Jahres jede freie Stunde ausfüllen konnte. [...]

Das gespaltene Holz, die „Spächle“, wurden im Freien auf einem Haufen aufgetürmt, der eine Wand aus „gebeigtem“ (geschichtetem) Holz enthielt. Hier sollte das Holz „lufttrocken“ werden. [...] Die lufttrockenen Spächle wurden ins Haus geschafft und dort auf der Bühne oder im Holzschöpfle möglichst trocken gelagert. Von hier aus musste jeden Tag der Holzwinkel in der Küche nachgefüllt werden. [...]

Aus: Max Frommer, *Vom Leben auf dem Lande*. Isingen 1910. Stuttgart 1983, S.45-162

Vom Leben auf dem Lande – ein schwäbisches Dorf um 1910





Abbildung 1: „Zackerfahren“: In den Lößböden bei Ostdorf konnte der Bauer mit einem kräftigen Pferd alleine pflügen.

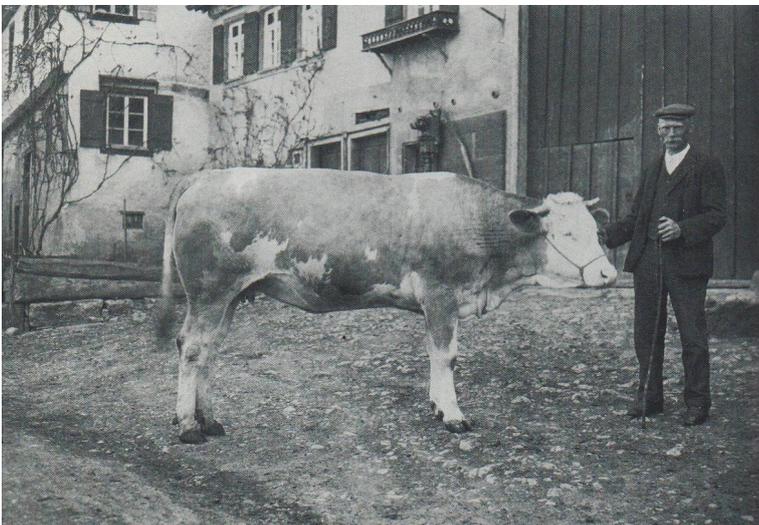


Abbildung 2: Der Bauern ganzer Stolz war sein preisgekröntes Vieh

Abbildungen aus: Max Frommer, Vom Leben auf dem Lande. Isingen 1910. Stuttgart 1983, Abb. 8, 10-12 und 21